



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nationalitätskämpfe : 4. Kämpfe von heute

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mag erwähnt werden, daß es ebenso dringlich ist, wenn Maßregeln allgemeiner Art von der Kurie geplant werden, die nur mit wesentlichen oder unwesentlichen Änderungen bei uns zur Einführung gelangen könnten, daß dann die Bischöfe diese Modifikationen rechtzeitig beantragen und auf ihre Durchführung bestehn. Derartige Dinge werden dann wesentlich dazu beitragen, daß die römische Auffassung deutscher Verhältnisse klarer und bestimmter wird, daß die Vorurteile zerstreut werden, und unsrer katholischen Wissenschaft und Theologie die Beachtung zu teil werde, die sie auf Grund ihrer Leistungen verlangen kann. Die bisherige Zurückhaltung war vom Übel und muß einer durchgreifenden Änderung zum bessern Platz machen. Wie viele Kämpfe hat Kardinal Lavigerie, Bischof Dupanloup, haben andre Bischöfe mit der Kurie ausgefochten, durch die ihr Ansehen zu Hause wie in Rom nur gestiegen ist! Warum kann das bei uns nicht gerade so sein?



Nationalitätskämpfe

4. Kämpfe von heute

Als sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Nationalismus kräftiger zu regen begann, waren viele von den Erfolgen, die das Deutschtum in seinem letzten geräuschlosen, aber darum doch nachhaltigen Fortschreiten nach Osten errungen hatte, mit einem Schlage auf das schwerste gefährdet. Die passive Rolle, die die subgermanischen Völker des europäischen Ostens bis dahin dem Vordringen des Deutschtums gegenüber gespielt hatten, wandelte sich zu einem von Jahr zu Jahr mehr erstarkenden Widerstand, der nur zu bald die Kraft in sich spürte, einen Tausch der Rollen herbeizuführen, indem er begann, seinerseits aggressiv vorzugehen.

Inzwischen herrschte allerorten in deutschen Landen die tiefste Ruhe. Die revolutionäre Bewegung, die endlich im Jahre 1848 hell aufloderte, war bei uns an nationalen Gedanken mehr als arm. In der harmlosesten Weise begeisterte sich zwar der Deutsche für die Befreiungskämpfe der Hellenen und nicht minder der Polen, ohne daß ihm eine Ahnung davon kam, wie schwer er sich damit an seinem eignen Fleisch und Blut verübte. Aber daß die eigne Nation einer Erneuerung bedurfte, die durch die landläufigen revolutionären Schlagworte und die von polnischen Agenten geleitete Wählerarbeit nimmermehr herbeigeführt werden konnte, daran dachten bei uns nur wenige.

Als dann im Gefolge der Revolution in ganz Mitteleuropa und vor allem in Osterreich-Ungarn aus allgemeinen Wahlen hervorgegangne Parlamente zu thätiger Mitwirkung an der Leitung der Staaten berufen wurden, war auf lange Zeiten hinaus an eine Beschwichtigung der einmal erregten Gegensätze nicht mehr zu denken. Die bei jeder Wahl von neuem auf-

gestachelten Leidenschaften fanden auch in der Zwischenzeit keine Ruhe, da sich im Parlament selber die nationalen Gegensätze immer mehr verschärften und das ganze parlamentarische Treiben zusehends mehr beherrschten. Während Österreich-Ungarn unter dem Zeichen des Absolutismus noch den Anschein eines deutschen Staatswesens gewähren konnte, mußte unter der vom Nationalismus der Slawen und Magyaren meisterhaft ausgenutzten parlamentarischen Regierungsform der bis dahin allerdings nur künstlich aufrecht erhaltene deutsche Charakter des vielsprachigen Staats jählings zusammenbrechen oder doch zum wenigsten schwere Einbußen erleiden. In dem von Österreich abgetrennten Ungarn ist nur noch die deutsche Armeesprache — und auch sie angefeindet und bekämpft von den magyarischen Heißspornen — bestehn geblieben. Sonst ist Ungarn der Nationalstaat des Magyarentums geworden, wo die zahlreichen andern Nationen — in ihrer Gesamtheit zahlreicher als das herrschende Volk — einer schonungslosen Magyarisierung preisgegeben sind. In der österreichischen Reichshälfte hat nach dem Einzuge des Parlamentarismus das Deutschtum zwar noch eine Zeit lang die herrschende Stellung zu behaupten gewußt. Aber bald genug wurde es durch die Hochflut des Slawentums und durch die eigne Zersplitterung in die zweite Reihe zurückgedrängt. Unter dem Vorwande der „Versöhnung“ arbeiteten verschiedene Ministerien nacheinander daran, das Deutschtum, das doch einzig und allein dem vielsprachigen Staate Zusammenhalt und ein gewisses einheitliches Gepräge verleihen konnte, immer mehr zu schwächen und den Staat zu einem slawischen zu machen.

Welche Umwandlung hatte aber auch innerhalb der letzten hundert Jahre im Bevölkerungszustande des Kaiserstaats stattgefunden! Noch um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert und während der nächsten Jahrzehnte schien das Tschechentum in Böhmen und Mähren unaufhaltsamer Germanisierung verfallen zu sein. Die Wiederbelebung dieser scheinbar schon dem Tode geweihten Nation ist eine der schwer erklärbaren Erscheinungen im Völkerleben, durch die sich mit handgreiflicher Deutlichkeit die Macht des Blutes offenbart. Auch bei der neuerdings viel beredeten Wiederbelebung des Keltentums, auf die gegenwärtig in Irland, Wales und in der Bretagne hingearbeitet wird, ist es beobachtet worden, daß in Familien keltischen Blutes, in denen schon seit mehreren Generationen nur noch englisch oder französisch gesprochen worden war, auf einmal wieder die angestammte Keltensprache erwachte. Ähnliches haben wir Deutschen z. B. auf einigen Sprachinseln Südtirols, nur im kleinsten Maßstabe, aufzuweisen: dort, im Fersenthal und in Lufern, schien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Italienerium die Herrschaft erlangen und das altheimische Deutschtum gänzlich verdrängen zu sollen. Aber das geschwundene deutsche Bewußtsein wurde noch rechtzeitig wieder wach, und im Jahre 1890 zählten die deutschen Gemeinden des Fersenthals schon wieder 84 Prozent, Lufern 96 Prozent deutsche Einwohner, im Jahre 1900 sogar 94 und 98 Prozent (vergl. „Deutsche Erde,“ Juni 1901, Nr. 58).

Durch das Wiederaufleben des Tschechentums war dem sorglos dahinlebenden österreichischen Deutschtum der gefährlichste Feind erstanden. Jahrzehntelang wurde der Besitzstand des Deutschtums in Böhmen und Mähren

unaufhaltfam eingeengt, zunächst durch den Abfall anscheinend germanisierter Tschechen; dann aber entbrannte überall an der Sprachgrenze der Kampf; die deutschen Sprachinseln waren auf das schwerste gefährdet, Ort für Ort an ihrer Peripherie bröckelte ab, und auch ihr Inneres wurde durch eine bedrohlich ansteigende slawische Volksbeimischung immer mehr seines deutschen Charakters entkleidet. Sogar im geschlossenen deutschen Sprachgebiet bereiteten sich ähnliche Zustände vor; überall tauchten tschechische Arbeiterkolonien auf als Sturmböcke der tschechischen Ausbreitung, auch in einigen niederösterreichischen Grenzgemeinden äußerte sich dieses Vordringen, und in der alten deutschen Kaiserstadt Wien selbst wuchs der tschechische Bevölkerungsanteil zu einer Größe an, die manchen deutschen Mann mit trüben Ahnungen wegen der Zukunft dieser Stadt erfüllte. Auch in Sachsen und Bayern machte sich das starke Vordringen des tschechischen Elements in der Arbeiterbevölkerung industrieller Gegenden, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, fühlbar.

Wie in Böhmen und Mähren die Tschechen, so engten im Süden von Steiermark und Kärnten, sowie in Krain die Slowenen den deutschen Sprachboden ein. Dazu ging der alte Nationalitätskampf mit Polen und Italienern weiter, denen das österreichische Deutschtum größtenteils nur auf ohnehin schwer zu behauptenden Sprachinseln begegnen konnte. Dabei die Regierung auf der Seite der Slawen; das Parlament beherrscht von einer slawischen Mehrheit! Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts manchem ein deutsches Österreich als endgiltig der Vergangenheit angehörnd und begraben erschien; wenn mancher, der in die Zukunft schaute, die immer noch kompakte Masse des österreichischen Deutschtums mit ihren annähernd neun Millionen Seelen im Geist auf einige Sprachinseln in Ober- und Niederösterreich zurückgedrängt sah.

Es läßt sich nicht leugnen: ein einheitlicher Staat kann den Parlamentarismus wohl ertragen; aber für einen Staat, dem ein friedliches Verhältnis zwischen mehreren einander die Wage haltenden Nationen eine Lebensfrage ist, ist er unter allen möglichen Regierungsformen die schädlichste. Das hat unser deutsches Volk in Österreich schmerzlich genug am eignen Leib erfahren, da es als Hauptvertreter des österreichischen Staatsgedankens gewissermaßen die Entschädigungsmasse darstellte, aus der die sich höher und höher steigenden Ansprüche der andern in dem vielsprachigen Staate vertretenen Nationen wie selbstverständlich bestritten wurden. Ein solcher Zustand konnte nicht von unbegrenzter Dauer sein: entweder wurde das österreichische Deutschtum auf diese Weise verbraucht, oder es besann sich darauf, daß es doch nicht einzig und allein dazu auf der Welt ist, die Fehler der kaiserlich königlichen Politik mit seinem Fleisch und Blut zu bezahlen; daß die Pflicht der nationalen Selbsterhaltung höher ist als die durch schwere Opfer erkaufte Aufrechterhaltung eines Staatswesens, das ihnen immer fremder wurde und ihnen nur zu oft mit unverhohlener Feindseligkeit entgegentrat. Nachdem das parlamentarische Österreich den Slawen und den Italienern längst die milchende Kuh zur Erfüllung ihrer hochfliegenden nationalen Ansprüche gewesen war, erkannten endlich auch die durch schwere Schläge aufgerüttelten Deutschen,

welchen Wert parlamentarische Institutionen für ein im Besitz seiner höchsten Güter bedrohtes Volkstum haben. Es vollzog sich eine tief gehende Wandlung im deutschen Volk Österreichs. Die liberalen Parteien hatten sich unfähig gezeigt, die Zukunft des deutschen Volks in Österreich zu sichern, und schon Mitte der achtziger Jahre erschien eine kleine Gruppe deutscher Abgeordneter im Wiener Reichsrate, die sich unbekümmert um den österreichischen Staatsgedanken einzig und allein als Vertreter des Deutschtums fühlten.

Dieses erste Erscheinen der radikalen deutsch-nationalen Richtung im österreichischen Parlament war ein Vorbote des sich im deutschen Volke Österreichs langsam anbahnenden Umschwungs. Als dann durch das berüchtigte Sprachengesetz unter dem Ministerium Badeni ein entscheidender Schlag gegen das Deutschtum geführt werden sollte, da zeigte dieses zum erstenmal durch die erfolgreich durchgeführte Obstruktion im Reichsrate, daß ein solches Gesetz, durch das die Deutschen zu Staatsbürgern zweiter Ordnung erniedrigt worden wären, doch nicht gegen die Deutschen durchgedrückt werden konnte.

Inzwischen hat sich die radikal-nationale Richtung unter den Deutschen Österreichs siegreich weiter verbreitet; die Zahl ihrer parlamentarischen Vertreter ist ständig gestiegen, in den letzten allgemeinen Reichsratswahlen hat sie einen durchschlagenden Erfolg erzielt, und sogar in der ehemaligen Hochburg des deutschen Liberalismus, in Böhmen, stiegen die alldeutschen Landtagsmandate von einem einzigen im Jahre 1895 auf fünfundzwanzig im Jahre 1901. Ein Glied in der Kette von Ereignissen, die auf ein kraftvolles Erstarken des deutschen Nationalbewußtseins in Österreich hindeuten, ist auch die Los-von-Rom-Bewegung, denn den ersten Anstoß zu ihr haben keineswegs religiöse Gedanken, sondern vielmehr die dem Deutschtum feindliche Haltung der römischen Kirche gegeben. Eine religiöse Verinnerlichung trat erst im spätern Verlaufe der Bewegung ein. Mehr noch als dies alles sprechen aber die Zahlen der letzten Volkszählungen. In dem vielumstrittenen Böhmen z. B. hat schon im Zeitraum 1880 bis 1890 die Zunahme der Deutschen 5,1 Prozent, die der Tschechen 5,0 Prozent betragen. 1890 bis 1900 war noch günstiger für die Deutschen mit 8,3 Prozent und nur 6,9 Prozent für die Tschechen. Dieser größere relative Fortschritt des Deutschtums im Durchschnitt für das ganze Land kann zwar noch nicht verhindern, daß immer noch einige deutsche Orte an der Sprachgrenze schwer gefährdet sind, aber einzelne Ortschaften, wie z. B. Komotau, Dux, Leitmeritz, Trebnitz, lassen doch schon sehr erfreuliche Verschiebungen zu Gunsten des Deutschtums erkennen (vergl. Deutsche Erde, Juni 1901, Nr. 55 bis 57). An der steirischen und kärntischen Sprachgrenze scheint ebenfalls nach den vorläufigen Ergebnissen der Sprachenzählung vom 31. Dezember 1900 das Deutschtum allmählich wieder zu erstarken (vergleiche ebendort August, Nr. 126 und 127). Besonders auffällige Verschiebungen zu Gunsten des Deutschtums zeigen dort die Gemeinden Eisenkappel, Arnoldstein und Ebenthal in der Bezirkshauptmannschaft Völkermarkt. Und auch in Tirol scheinen die Verhältnisse nicht so ungünstig für das Deutschtum zu stehn, wie vielfach behauptet wird. Wenigstens ist in der Bezirkshauptmannschaft Bozen das Deutschtum im Zeitraum 1890 bis 1900 von 86 auf 87,9 Prozent der

Bevölkerung gestiegen; in den Ortschaften Neumarkt, Laag, Buchholz sind die Italiener entschieden zurückgedrängt worden. Daß sogar auf den Sprachinseln Südtirols das Deutschtum in der letzten Zeit bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat, ist schon oben durch ein Beispiel belegt worden. So erfreulich steht es sonst mit den deutschen Sprachinseln Österreichs nicht: in Krain und im Küstenland, die schon außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets liegen, ist das Deutschtum überall wenigstens relativ zurückgegangen, so auch auf der alten deutschen Sprachinsel Gottschee; einzig und allein in Görz hat sich der Anteil der Deutschen von 7,4 Prozent im Jahre 1890 auf 10,9 Prozent im Jahre 1900 gehoben (vergl. Deutsche Erde, September 1901, Nr. 166).

In der ungarischen Reichshälfte halten die Siebenbürger Sachsen noch immer mit dem alten Mut und unerschütterlicher Zähigkeit die Fahne des Deutschtums hoch. So sehr dieses Bild eines deutschen Stammes erfreut, der der großen Sache des Volkstums jederzeit mit ganzem Herzen und nie wankender Treue gedient hat, so erweckt der Blick in die Zukunft doch schwere Sorgen. Die Treue der Sachsen wird auch fürder hell leuchten, aber ihre schwache natürliche Vermehrung giebt ihren Gegnern, besonders den kinderreichen Rumänen, einen immer größern Vorsprung vor ihnen. Nach der Sprachzählung von 1900 sind die Sachsen sogar in ihrer Hochburg Hermannstadt von 61 Prozent der Bevölkerung (1890) auf 58 Prozent gesunken, in Mediasch von 52 Prozent auf 50 Prozent, in Mühlabach von 31 Prozent auf 30 Prozent (vergl. Deutsche Erde, August 1901, Nr. 133). In dem Punkte steht es weit besser um die Schwaben in Südingarn, die sich kräftig vermehren und ihr Sprachgebiet ständig ausdehnen, indem sie die benachbarten Serben- und Rumänendörfer allmählich auskaufen und mit ihren Söhnen und Schwieger- söhnen bevölkern. Nur deutsches Nationalbewußtsein war bisher bei diesen Schwaben kaum vorhanden: sie haben immer magyarische Abgeordnete in den Reichstag gesandt, haben sich widerstandslos mit magyarischen Volksschulen beglücken lassen, und die Gebildeten unter ihnen, besonders in den Städten, sind rettungslos dem Magyarentum anheingefallen. Erst in der allerneuesten Zeit ist durch Einwirkung von den Siebenbürger Sachsen aus ein Umschwung angebahnt worden. In dem Deutschen Tagblatt für Ungarn erstand in Temesvar das erste nationale Schwabenblatt größern Stils. Anfang 1900 wurde in Wien die „Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone“ von südingarischen Schwaben mit stramm deutsch-nationaler Tendenz begründet. Von vornherein wurde ein Zusammengehören mit den Siebenbürger Sachsen in Aussicht genommen, das sich auch sogleich bei den von den Magyaren gegen die Neugründung gerichteten Angriffen bethätigen konnte. Endlich ist man auch bei der jüngst vollzogenen Reichtagswahl in Südingarn zur Aufstellung deutscher Kandidaten geschritten. Wenn auch diesmal damit noch kein Erfolg erzielt worden ist, so läßt sich doch erkennen, daß ein lebendiges deutsches Bewußtsein seinen Einzug in Südingarn gehalten hat. Bald wird das erwachte südingarische Deutschtum auch tüchtige Führer haben in denen, die auf der Hochschule ihre deutsche Gesinnung bewiesen haben. Die aus seinem Schoße hervorgehenden Gebildeten und die Städtebewohner

werden fortan der deutschen Sache treu bleiben und nicht mehr wie bisher Hals über Kopf ins Magyarentum hineinsteuern.

Schon in der Volkszählungsperiode 1880 bis 1890 weisen die Schwaben Südingarns trotz der damals noch in voller Blüte stehenden Fahnenflucht ihrer Gebildeten und Städtebewohner und trotz der an Fälschung grenzenden Parteilichkeit der staatlichen Zählungsart einen sehr starken Zuwachs auf, z. B. in den Gespanschaften Torontal um 12 Prozent, Temesch 12,5 Prozent, Krasso gar 23,2 Prozent, Arad 16 Prozent (Akademische Blätter, 15. Jahrgang, 1. Juni 1900, Nr. 5, S. 65). Erwecken die Schwaben Südingarns somit recht günstige Hoffnungen, so ist es leider um die Zukunft des Deutschtums in West- und Nordungarn um so trauriger bestellt. Besonders scheinen die Sachsen der Zips, denen deutsches Bewußtsein fast völlig abhanden gekommen ist, unrettbar der Magyarisierung oder mehr noch der Slowakisierung verfallen zu sein, wenn nicht auch hier noch in letzter Stunde der Wellenschlag deutsch-nationaler Bewegung, die sich jetzt allerorten im Reiche der Habsburger mächtig regt, ein Erwachen und eine Umkehr herbeiführen sollte.

In der Schweiz hat der allgemeine und nur durch ganz geringe rückläufige Bewegungen unterbrochne Fortschritt des Deutschtums, wie ihn Zimmerli in seinem dreibändigen Werk für die seit dem spätern Mittelalter verfloßenen Jahrhunderte festgestellt hat, teils aufgehört, teils geht er nur noch in sehr langsamem Tempo weiter. Am Westufer des Bieler Sees, in der Gegend von Murten und im nördlichsten Teile des Jura schiebt sich die Sprachgrenze noch ganz allmählich nach Westen vor; in Graubünden gewinnt die deutsche Sprache andauernd dem Romanentume Boden ab. Dagegen ist in der Gegend von Freiburg und in Wallis seit einiger Zeit eine romanische Gegenbewegung bemerkbar, die den deutschen Außenposten Sitten mit Bramois mehr und mehr verwelscht, auch Siders allmählich seines deutschen Charakters entkleidet und ihren Höhepunkt noch nicht erlangt zu haben scheint. So besteht auch in der Schweiz unleugbar ein Nationalitätskampf; er unterscheidet sich nur in der Form von Kämpfen anderer Länder darin, daß er in aller Stille vor sich geht und bisher wenigstens die schlummernden nationalen Gegensätze noch nicht in leidenschaftliche Erregung gebracht hat. Aber vorhanden sind darum diese Gegensätze in der Schweiz nicht minder als in allen Ländern, deren Bevölkerung sich aus Angehörigen mehrerer Nationen zusammensetzt. Denn die von schweizerischer Seite besonders in der letzten Zeit so oft mit Nachdruck geäußerte Ansicht, es gäbe in der Schweiz nur eine einzige Nation, nämlich die schweizerische, der sich alle im Lande vertretenen nach Sprache und Herkunft grundverschiednen Volksbestandteile einfügten, ist doch bei Lichte besehen eitel Selbsttäuschung. Daß von einer „Schweizer Nation“ überhaupt keine Rede sein kann, ist schon im ersten Abschnitt gezeigt worden.

Und daß in der That der nationale Sinn in der Schweiz noch nicht ganz ertötet und im Schweizer Gemeinbewußtsein untergegangen ist, das hat jeder, der sehen will, gerade in den letzten Jahren deutlich genug beobachten können: die schweizerische Volkszählung von 1888 ergab eine deutschsprechende Bevölkerung von 2083095 Seelen gegen 2030792 im Jahre 1880, eine französisch-

sprechende von 634613 gegen 608007. Die Angehörigen der deutschen Sprache hatten demnach nur um 2,57 Prozent, die der französischen um 4,37 Prozent zugenommen. Der deutsche Anteil an der Bevölkerung der Schweiz war von 71,35 Prozent im Jahre 1880 auf 71,31 Prozent im Jahre 1888 gesunken, der französische dagegen von 21,36 Prozent auf 21,74 Prozent gestiegen (vergl. *Étrennes Helvétiques* I [1901], S. 176). Dieser relative Rückgang des Deutschtums im Vergleich zu dem bekanntermaßen einen weit niedrigeren Geburtenüberschuß aufweisenden Franzosentum mußte ganz besondere Gründe haben. Man fand sie in den eigentümlichen Verhältnissen der französischen Kantone, in denen die sehr zahlreichen eingewanderten Deutschen in der Regel schon in der zweiten Generation verwelken. Besonders im französischen Teile des Kantons Bern und im Kanton Neuenburg zeigte die Zählung von 1888 einen starken Rückgang der deutschen Bevölkerung. Darüber entstand lebhaftere Beunruhigung nicht etwa nur in Deutschland, sondern auch im deutschen Teile der Schweiz. In der Tagespresse wie in Zeitschriften wurde der Rückgang des Deutschtums in der Schweiz ausgiebig erörtert. Unter den Deutsch-Schweizern war doch noch etwas Gefühl vorhanden, das sich angesichts dieses nationalen Verlusts regte, und das auch durch den in zahlreichen Beruhigungsschriften sich immer wiederholenden Trost, die verwelkten Deutsch-Schweizer seien ja darum doch gute Schweizer geblieben, wohl nicht völlig wieder eingelullt werden wird. Dafür wird schon die weitere Entwicklung der Nationalitätsverhältnisse der Schweiz, nun einmal das Interesse für sie rege geworden ist, selber am besten sorgen. Diese ist, wie die neuste Schweizer Volkszählung vom 1. Dezember 1900 zeigt, in den Bahnen geblieben, die sich schon 1888 erkennen ließen: der Rückgang des Deutschtums in Französisch-Bern, Neuenburg und Französisch-Wallis seit 1888 kommt nahe an 8000 Seelen, im Kanton Neuenburg allein beträgt er 5144. Da in den französischen Kantonen Waadt, Genf und Freiburg eine geringe Zunahme des Deutschtums eingetreten ist, beträgt sein Gesamtverlust im französischen Sprachgebiet seit 1888 immer noch 5659 (vergl. *Deutsche Erde*, Juli 1901, Nr. 101). Es kann demnach nicht bezweifelt werden, daß die Verwelschung deutscher Elemente in der französischen Schweiz während der letzten zwölf Jahre weitere Fortschritte gemacht, und daß vielleicht auch die deutsche Auswanderung dorthin nachgelassen hat.

Belgien ist neben dem Elsaß das Land, wo die deutsch-französische Sprachgrenze im Laufe der Jahrhunderte die geringsten Veränderungen erlitten hat. Aber im jüngst verflossenen Jahrhundert war das niederdeutsche Elementum Belgiens doch schwer bedroht durch das in diesem Staate von seiner Errichtung an überall hervorgekehrte und offiziell — trotz des Überwiegens des flämischen Bevölkerungsteils — beförderte französische Wesen. Noch im Jahre 1887 mußte Brämer in seinem auf breiter statistischer Grundlage aufgebauten Werke über „Nationalität und Sprache im Königreich Belgien“ (Kirchhoffs Forschungen Band II, Heft 2) die Zukunft des Elementums sehr düster darstellen und eine beständige Zurückdrängung durch Übergang der Zweisprachigen zum Franzosentum voraussagen. Inzwischen hat allerdings die

vlämische Bewegung kräftiger eingesetzt, sie hat die gesetzliche Gleichberechtigung der vlämischen Sprache errungen und erstrebt jetzt die Gründung einer vlämischen Hochschule, um auch das in den Kreisen der Gebildeten Belgiens immer noch vorherrschende Franzosentum desto wirksamer bekämpfen zu können. Es ist die höchste Zeit zu retten, was noch gerettet werden kann. Wie sehr sich in Belgien das Zahlenverhältnis zu Ungunsten der Vlamen verschoben hat, kann man mit erschreckender Deutlichkeit erkennen aus der nachfolgenden Zahlenreihe, die ich dem *Annuaire statistique de la Belgique* von 1900 (Brüssel, Stevens, 1901) Seite 83 entnehme. Danach verteilten sich die Bewohner Belgiens der Sprache nach wie folgt:

französisch	{	1846: 1827 141	{	1846: 2471 248
		1866: 2375 559		1866: 2721 443
		1880: 2702 649		1880: 2925 423
		1890: 3280 844		1890: 3488 481 *)

Nach diesen Zahlen ist der Fortschritt des Französischen im Vergleich zum Vlämischen 1846 bis 1866 um rund 300 000, 1866 bis 1880 um rund 123 000 Seelen überlegen; und dies bei der geringern Zahl der französisch Sprechenden! Immerhin fällt auf, daß in der zweiten Zählungsperiode (1866 bis 1880) das Übergewicht der französischen Zunahme sich gegen die des Zeitraums von 1846 bis 1866 auch bei Berücksichtigung seiner längern Dauer merklich vermindert hat. Diese Verminderung macht sich noch weit entschiedener geltend in dem Zeitraum von 1880 bis 1890: in ihm betrug der Überschuß der französischen Zunahme über die vlämische nur noch rund 15 000 Seelen. Berücksichtigt man die besonders gezählten Deutschen im engeren Sinne mit, deren Zahl in Belgien für 1846: 34 060, 1866: 62 395, 1880: 91 037, 1890: 134 000 beträgt, so wird dadurch wenigstens das französische Übergewicht des letzten Zeitraums mehr als ausgeglichen. An seine Stelle tritt dann ein Überschuß der Vermehrung des gesamten belgischen Deutschtums (Vlamen und Deutsche zusammen) über die des Franzosentums um rund 28 000 Seelen.

Man wird kaum fehlgehn, wenn man das hier nur flüchtig skizzierte auffällige Nachlassen der französischen Hochflut in Belgien als eine Wirkung der vlämischen Bewegung auffaßt. Da diese in den allerletzten Jahren noch sehr an Stärke und Tiefe gewonnen hat, dürfte bei den nächsten Volkszählungen Belgiens ein noch entschiedneres, das französische mehr und mehr überflügelndes Wachstum der Vlamen zu erwarten sein. Ein Hinübergreifen der Bewegung ins französische Norddepartement könnte vielleicht auch hier noch den schon so lange anhaltenden Rückgang niederdeutschen Volkstums zum Stehn bringen.

Die erfreuliche Vermehrung der Deutschen im engeren Sinne, die sich in Belgien von 1846 bis 1890 nahezu vervierfacht haben, dürfte überwiegend auf

*) Es ist mir sehr wohl bekannt, daß diese offiziellen Zahlen besonders in der sehr schwierigen Zuteilung der Zweisprachigen einer Kontrolle bedürfen, wie sie Brämer in dem oben zitierten Werke für die frühern Zählungen geübt hat. Trotzdem ermöglichen auch die unveränderten, aus einer gleichmäßigen Bearbeitung des Materials mit gleichmäßigen Fehlern erschlossenen Zahlen einen Einblick in die jüngsten Wandlungen der Nationalitätsverhältnisse Belgiens.

Einwanderung zurückzuführen sein. Jedoch scheinen die Erfolge der Blamen auch die im belgischen Limburg und Luxemburg von alters her ansässigen Deutschen aufzurütteln. Die kurz vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgte Gründung des deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien eröffnet auch hier günstigere Aussichten in die Zukunft.

Während dergestalt das Deutschtum überall in unsern Nachbarländern einen schweren Kampf um sein Bestehn zu kämpfen hat, erscheint auch in unserm Deutschen Reiche gegenwärtig der Besitzstand der deutschen Sprache schwer gefährdet, sodaß er nur durch eine kräftige Verteidigung aufrecht erhalten werden kann. Und gerade an dieser hartnäckigen Verteidigung fehlt es bei uns zum Teil weit mehr, als bei unsern Landsleuten außerhalb des Reichs, die durch die längere Dauer des Nationalitätskampfes gestählt und durch das passive oder gar feindliche Verhalten des Staates auf ihre eigne Kraft angewiesen mehr zur Selbständigkeit erzogen worden sind. Der Reichsdeutsche steht gegenwärtig, was die Stärke der nationalen Gesinnung und die Festigkeit der nationalen Haltung anbetrifft, entschieden hinter dem Deutschösterreicher oder dem deutschen Ostsee Provinzler zurück. Wie oft hört man nicht aus den kampfumtobten Gebieten außerhalb des Reichs die Klage, daß die Deutschen, die sich am bereitwilligsten der Anmaßung der Fremden beugen, ihr Volkstum verleugnen und die Sache ihrer kämpfenden Brüder im Stiche lassen, eingewanderte Reichsangehörige sind. Bezeichnend für die im Reiche herrschende Schwäche des nationalen Empfindens ist es auch, daß die stärkste Partei im deutschen Reichstage überall die Sache des Polentums vertreten darf, ohne von einem Sturme nationalen Unwillens hinweggefegt zu werden. Seit kurzem empfängt sie die wohlverdiente Strafe dafür — zwar nicht von ihren deutschsprechenden Wählern, wie es in der Ordnung wäre, sondern von ihren polnischen Schützlingen selbst, die anstatt des Dankes gesteigerte Unbotmäßigkeit zur Schau tragen. Dadurch kann aber der Schade, der dem Deutschtum durch die Haltung der Zentrumspartei zugefügt worden ist und trotz allem noch zugefügt wird, nicht wieder gut gemacht werden. Die Gewohnheit, in nationalen Dingen alles vom Staate zu erwarten und es an eigener Bethätigung fehlen zu lassen, steckt dem Reichsdeutschen immer noch zu tief im Blut. Es scheint fast, als sollte unser Volk erst durch weitere schwere Verluste zu nationaler Thatkraft erzogen werden.

Ich gehe nicht auf die kleinen Völkerspitter ein, die hier und dort über die Grenze des Deutschen Reichs zu uns hereinragen oder aber die letzten bescheidenen Reste einst großer fremder Völker darstellen, nicht auf Wenden, Litauer, Tschechen, Dänen, Franzosen. Wenn auch bei ihnen zum Teil ein starkes nationales Bewußtsein schon lange besteht oder sich erst neuerdings — wie bei den Litauern — wieder zu regen beginnt, so können doch diese Völkerbruchteile, schon wegen ihrer Kleinheit und räumlichen Beschränktheit, niemals die Bedeutung einer wirklichen Gefahr für uns erlangen. Zudem hat das Dänentum gerade jetzt eine feste Hand zu fühlen bekommen, die einer weitem kräftigen Ausbreitung des Deutschtums die Wege ebnen wird. Auch die seit

1896 vom Staat in die Hand genommene Ansiedlung deutscher Landwirte in den dänisch redenden Bezirken wird diesem Zwecke dienen (vgl. Deutsche Erde, August 1901, Nr. 135). Im Elsaß ist der an der ursprünglich deutschen Bevölkerung haftende französische Firnis, trotz immer noch erhobener beweglicher Klagen, doch schon merklich ins Schwinden gekommen. Und in Lothringen konnte das in den letzten drei Jahrhunderten an die französische Sprache verlorne altdeutsche Gebiet natürlich nicht in drei Jahrzehnten zurückerobert werden, aber durch starke Einwanderung hat das Deutschtum schon Fuß gefaßt oder gar das Übergewicht errungen in altfranzösischen Gebietsteilen, die früher niemals dem deutschen Sprachgebiet angehört haben, so vor allem in der Stadt Metz mit ihren Vororten und in der Industriegegend des obern Ornehalts.

Die Wenden in der sächsischen und preußischen Lausitz sind der letzte unbedeutende Rest eines längst untergegangnen großen Volkes, das einst den ganzen Nordosten Deutschlands bis zur Kieler Förde, dem hannoverschen Wendland und über die Saale hinaus einnahm. Wenn aber das Wachstum des östlich benachbarten stammverwandten Polentums, das gegenwärtig von den Wenden durch eine breite deutsche Zone getrennt ist, noch lange anhalten sollte, so könnte es geschehn, daß die Widerstandskraft der dahinschwindenden wendischen Sprachinsel durch polnischen Zuzug wieder gestärkt, und daß das letzte unscheinbare Überbleibsel eines verdrängten Volkes in einen Stützpunkt des vordringenden Polentums verwandelt würde.

Die einzige wirkliche Gefahr, von der die deutsche Nation innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs in ihrem Bestand und ihrer räumlichen Ausbreitung bedroht ist, rührt von dem Polentum her. Noch bis nahe an die Mitte des vorigen Jahrhunderts — namentlich unter der Flottwellischen Verwaltung — hat die deutsche Sprache in den östlichen Provinzen Preußens dem Polentum Schritt für Schritt Boden abgerungen. Seitdem aber wurde das Deutschtum immer mehr in die Verteidigung gedrängt, deutsche Sprachinseln, wie z. B. die in unmittelbarer Nähe der Stadt Posen angesiedelten katholischen Bamberger, sind polonisiert worden. Das Selbstvertrauen der Polen und ihre nationale Widerstandskraft sind zusehends gewachsen, sodaß man schon die Kinder aus polnisch-deutschen Mischehen als dem Deutschtum verloren ansehen mußte. Als Saisonarbeiter überfluten die Polen Jahr für Jahr ganz Norddeutschland bis in die Rheinlande hinein, in Berlin und in den rheinisch-westfälischen Grubenbezirken sind starke, durch steten Zuzug vergrößerte polnische Kolonien entstanden. Und trotz dieses starken dauernden Abflusses in die mittlern und westlichen Provinzen Preußens hat das Polentum in den Ostprovinzen das deutsche Element immer mehr zu überflügeln, ihm bald hier bald dort seinen alten Besitz streitig zu machen vermocht.

Anfangs war nur das posensche und westpreußische Polentum Träger dieses Vordringens gegen das Deutschtum; jetzt aber sind auch die Polen Oberschlesiens schon für die großpolnische Idee gewonnen, und unter den Masuren Ostpreußens wird seit Jahren eine rege polnische Agitation betrieben, die über kurz oder lang wohl denselben Erfolg haben dürfte wie in Schlesien. Denn daß das evangelische Bekenntnis der Masuren auf die Dauer deren An-

schluß an die großpolnische Sache verhindern sollte, wird man kaum annehmen können. Dazu ist das Rassenbewußtsein bei den Slaven viel zu rege.

Wie war es aber möglich, daß das dem Polentum so weit überlegne Deutschtum in verhältnismäßig kurzer Zeit so stark zurückgedrängt werden konnte? Die Polen haben einmal eine stärkere natürliche Vermehrung als wir Deutschen, und schon dadurch allein hätte sich *ceteris paribus* eine dauernde Bevölkerungsverschiebung zu Gunsten des Polentums ergeben müssen. Nun kamen aber noch Umstände hinzu, die die Wirkungen der hierin beruhenden polnischen Überlegenheit ins ungemessene steigern mußten: der Notstand der Landwirtschaft verbunden mit dem überhandnehmenden Zug in die großen Städte bewirkte unter der deutschen Landbevölkerung der zum Teil polnischen Provinzen eine sehr starke Auswanderung teils über See, teils in unsre Großstädte. Die so entstandnen klaffenden Lücken mußten ausgefüllt werden, und das konnte nach Lage der Dinge einzig und allein durch polnischen Zuzug geschehn. Aber trotz seiner starken natürlichen Vermehrung verfügte das preußische Polentum nicht über so viel Menschenmaterial, daß es diese Lücken allein hätte ausfüllen können. Da aber dem Mangel an ländlichen Arbeitern, wie er bis tief in die westlichen Provinzen hinein besteht, abgeholfen werden mußte, so blieb nur übrig, die Ostgrenze zu öffnen für eine Masseneinwanderung russisch-polnischer Arbeiter. Dadurch erfuhr das an und für sich schon durch die geschilderten Verhältnisse überlegne preußische Polentum eine äußerst wirksame Verstärkung. Denn wenn auch diese Einwanderung nur für die Zeit der ländlichen Arbeiten erlaubt werden sollte und demgemäß von Zeit zu Zeit Massenausweisungen in Deutschland ansässig gewordner russisch-polnischer oder galizischer Saisonarbeiter vorgenommen wurden, so läßt sich eine allmähliche Einnistung solcher fremden Elemente doch nicht vollständig verhindern; schon allein die polnische Hochflut, die sich Jahr für Jahr in den Saisonarbeitern über den ganzen Norden unsers Vaterlands ergießt, muß an der Sprachgrenze und in den Mischbezirken die Stellung des Polentums immer mehr befestigen, die des Deutschtums unterwühlen. Da die Städte in ihrem Bevölkerungsstand abhängig sind von dem sie umgebenden platten Lande, muß das Überhandnehmen des Polentums, wie es dort geschieht, ganz von selbst auch auf die Städte polonisierend einwirken. Außerdem hat sich aber innerhalb der städtischen Bevölkerung selbst in den letzten Jahrzehnten eine auffallende Verschiebung zu Ungunsten des Deutschtums vollzogen. Als eine Folge der fürsorglichen preußischen Verwaltungsthätigkeit hat sich in den Städten unsrer Ostprovinzen ein polnischer Mittelstand gebildet, wie er jenseits der russischen Grenze immer noch fehlt. Und durch das feste Zusammenhalten der polnischen Bevölkerung, die möglichst nur polnische Geschäftsleute, Ärzte und Handwerker in Nahrung setzt, gewinnt dieser neu emporgekommne polnische Mittelstand immer mehr an wirtschaftlicher Kraft, während der deutsche zunächst wirtschaftlich geschwächt und allmählich verdrängt wird, da er von den Polen boykottiert unter den eignen Volksgenossen nicht die nötige Unterstützung findet.

So schwindet das Deutschtum wie mit Naturnotwendigkeit dahin in

diesem stillen Nationalitätskampf, über dessen Ausgang zunächst die Vorgänge des Wirtschaftslebens, dann aber auch die Energie des Nationalbewußtseins entscheiden. Und diese ist bei den Polen, die nicht umsonst bei ihrem Adel und ihrer katholischen Geistlichkeit in die Schule des Deutschenhasses gegangen sind, entschieden kräftiger und gestählter als bei uns Deutschen. Dieser Nachteil auf unsrer Seite kann weder durch unsre überlegene Bildung noch durch die Geringschätzung, mit der wir uns gewöhnt haben auf die Polen herabzusehen, ausgeglichen werden.

Was unsre Stellung im Kampfe gegen das Polentum zu alledem noch besonders schwierig macht, ist unsre konfessionelle Spaltung. In dem einstmals durch den Deutschen Orden germanisierten Westpreußen waren es vor allem die Deutschen katholischen Glaubens, die sich der polnischen Fremdherrschaft bis zur Verleugnung und Abstreifung des eignen Volkstums beugten. Und noch heute, wo wir wieder ein großes und starkes Volk geworden sind, sehen wir überall an den Grenzen unsers Sprachgebiets, wie sich unsre katholischen Volksgenossen mit den ärgsten Feinden unsers Volkstums verbünden. Wer immer katholisch ist, dem fühlen sie sich viel näher als den evangelischen Angehörigen des eignen Volkes. Ich will durchaus nicht verschweigen, welche großen Verdienste sich einzelne katholische Geistliche, z. B. auf einigen deutschen Sprachinseln Südtirols und in Belgien, um die Erhaltung der deutschen Sprache erworben haben. Aber diese Fälle sind leider sehr vereinzelt. Die Regel in den nationalen Mischgebieten ist vielmehr die, daß sich die deutschen Katholiken unter der Führung ihrer Geistlichkeit den fremdsprachigen Glaubensgenossen annähern und mit diesen auch in Dingen von nationaler Bedeutung gegen ihre eignen evangelischen Volksgenossen zusammenhalten.

So ist es im Osten wie im Westen. In Metz haben die deutschen Katholiken der schon besiegten französischen Partei die Herrschaft im Stadthause zurückerobern helfen. Und in den Provinzen Posen und Westpreußen hielt man es bisher für selbstverständlich, daß die deutschen Katholiken bei den Wahlen für den polnischen Kandidaten stimmten. Welchen Sturm der Enttäuschung in unsrer „deutschen“ Zentrumsparlei hat erst vor kurzem die Haltung der deutschen Katholiken im Wahlkreise Meseritz hervorgerufen, die es wagten, dem polnischen Kandidaten ihre Stimmen zu verweigern und einen deutsch gesinnten katholischen Geistlichen aufzustellen! Das Schlagwort, das katholisch und polnisch einerseits, evangelisch und deutsch andererseits gleichstellt, hat trotz seiner handgreiflichen Unwahrheit im preußischen Osten eine große Wirkung gehabt, eine Wirkung, die der Sache des Deutschtums geradezu verhängnisvoll geworden ist. Die deutschen Katholiken, die als treue Söhne ihrer Kirche ihre Stimmen den fanatischsten Feinden des Deutschtums geben zu müssen glauben, dulden es auch, daß ihre gerechte Forderung deutscher Predigt und Seelsorge von der katholisch-polnischen Geistlichkeit mit vollkommenster Mißachtung behandelt wird; sie lassen es über sich ergehen, wenn sich bei ihren Beichenbegängnissen oder andern Feiern im Kreise der Familie der katholische Geistliche, der noch dazu oft genug deutscher Herkunft ist, ausschließlich und ostentativ der von seinen Hörern nicht verstandnen polnischen Sprache bedient.

Man fragt sich manchmal: Will es denn der katholische Klerus des preußischen Ostens auch so weit treiben, daß die dortigen deutschen Katholiken, wenn sie nicht im Polentum widerstandslos untergehn wollen, gezwungen werden, sich der evangelischen Kirche zuzuwenden? Augenscheinlich traut man in diesen Kreisen den reichsdeutschen Katholiken nicht die nationale Entschlossenheit zu, sich mit ihren österreichischen Brüdern in dem Rufe „Los von Rom“ zu vereinigen. Man meint — und bis jetzt mit Recht —, sie würden lieber katholisch bleiben mit der sichern Aussicht, daß ihre Kindesfinder dereinst Stockpolen sein werden, als das Deutschtum ihrer Nachkommen retten um den Preis des Übertritts zum evangelischen Glauben. Daß aber die deutschen Katholiken unsrer Ostprovinzen denn doch nicht gewillt sind, sich widerstandslos zu Polen umstempeln zu lassen, kann man aus einigen erfreulichen Zeichen der allerjüngsten Zeit entnehmen, in denen sich die Anfänge einer katholisch-deutschen Gegenbewegung kund geben. So haben die Posener Vereine deutscher Katholiken ihre Satzungen dahin abgeändert, daß fortan auch die Pflege deutscher Gesinnung und die Wahrung berechtigter Interessen der Katholiken deutscher Zunge als Zweck des Verbands anerkannt wird.

In welchem bedrohlichen Maße sich das Polentum unsrer Ostprovinzen in den letzten Jahrzehnten unter den geschilderten Verhältnissen vermehrt hat, mag an einigen Zahlen aus der Provinz Posen zur Anschauung gebracht werden. Nach einer Zusammenstellung Dr. Leo Wegeners (vergl. Deutsche Erde, September 1901, Nr. 157) waren dort 1871 unter 1000 Seelen 363 Deutsche, 1895 nur noch 329; in den Gutsbezirken von 1000 Seelen 1871: 179, 1895: 147 Deutsche; in den Landgemeinden 1871: 361, 1895: 322, und in den Städten, ausschließlich der Garnisonorte, 1871: 482, 1895: 416 Deutsche. Die Deutschen haben demnach in den genannten drei Verwaltungskategorien abgenommen um 10, 4 und 5 Prozent, die Polen dagegen zugenommen um 14,14 und 26,7 Prozent. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieses reißende Anschwellen des Polentums stattfand in einem Zeitraum, in dessen letztem Jahrzehnt die Ansiedlungskommission schon in Thätigkeit getreten war, deutsche Abwehrbestrebungen sich zu regen begannen und das Polentum der Provinz in immer steigendem Maße durch Abfluß nach Berlin und den westlichen Provinzen geschwächt wurde.

Während so auf dem Boden des Deutschen Reichs das Deutschtum in einen Nationalitätskampf verwickelt ist, dessen hervorstechendstes Merkmal das fast unaufhaltsame Zurückweichen unsrer Sprache vor dem anscheinend unbezwingbaren Polentum ist, spielen sich in nicht zu großer Ferne Vorgänge ab, die ganz entgegengesetzt zu den eben geschilderten verlaufen. Da, wo man es am wenigsten annehmen sollte, jenseits der russischen Grenze, soll sich nach den neuesten Berichten das Deutschtum in aufsteigender Linie bewegen. Von den 9500000 Bewohnern Russisch-Polens sollen schon 500000, und von den 400000 Bewohnern der Fabrikstadt Lodz mehr als die Hälfte deutscher Sprache sein. Lodz soll schon von einem Kranze kleinerer deutscher Städte umgeben, und das dortige Deutschtum so lebenskräftig sein, daß die längst polonisierten Abkömmlinge der unter den sächsischen Königen Polens einge-

wanderten Deutschen jetzt wieder zum Deutschtum übergehn, daß eingehiratete, besonders auch evangelische Polen und Tschechen germanisiert werden (Deutsche Erde, Juli 1901, Nr. 105). Man sieht daraus, daß die Deutschen unter günstigeren Bedingungen, als sie gegenwärtig in unsern Ostprovinzen obwalten, auch heute noch sehr wohl imstande sind, in polnischer Umgebung nicht nur ihr Volkstum aufrecht zu erhalten, sondern es sogar durch Germanisierung polnischer Elemente auszubreiten. Vielleicht wird das im Innern des russisch-polnischen Sprachgebiets erstarkende Deutschtum noch einmal von Bedeutung für die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse im Osten. Jedenfalls wird durch sein Wachsen das Polentum, das sich wegen seiner verhältnismäßig geringen Volkszahl ohnehin nicht ins ungemessene ausbreiten kann, in seinem innersten Kern angegriffen, das Deutschtum unser Ostprovinzen aber durch einen solchen vorgeschobnen Wellenbrecher entlastet. Über kurz oder lang muß sich auch bei uns, wie es drüben in Österreich mit den Tschechen und Slowenen schon jetzt der Fall zu sein scheint, die Angriffskraft der Polen erschöpfen. Und wenn dann in dem Auf und Ab der Völkerbewegungen das Deutschtum wieder emporgehoben mit der alten Kraft über seine Grenzen vordringen wird, so kann sein siegreiches Fortschreiten zu weiterer Ausdehnung durch nichts mehr gefördert werden, als durch die Möglichkeit der Anlehnung an schon vorhandne Stützpunkte inmitten des fremden Volkes, die in tapferm Aussharren die schwere Zeit des Niedergangs, in der wir jetzt noch leben, überdauert haben.



Philistertum und Kunst

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

Goethe, Tasso V, 1



Die Kunst schöpft aus den Quellen der großen Mutter Natur, und diese, die Natur, trotz ihrer großen, scheinbar ungebundenen, grenzenlosen Freiheit, bewegt sich doch nach ewigen Gesetzen, die der Schöpfer sich selbst gesetzt hat, und die nie ohne Gefahr für die Entwicklung der Welt überschritten oder durchbrochen werden können. Ebenso ist es in der Kunst, und beim Anblicke der herrlichen Überreste aus der alten klassischen Zeit überkommt einen auch wieder dasselbe Gefühl: hier herrscht auch ein ewiges, sich gleich bleibendes Gesetz: das Gesetz der Schönheit, das Gesetz der Harmonie, das Gesetz der Ästhetik. Dieses Gesetz ist durch die Alten in einer so überraschenden und überwältigenden Weise und vollendeten Form zum Ausdruck gebracht worden, daß wir mit allen modernen Empfindungen und allem unsern Können stolz darauf sind, wenn uns gesagt wird bei einer besonders guten Leistung: „Das ist beinahe so gut, wie es vor 1900 Jahren gemacht worden ist.“ — Aber beinahe!

Unter diesem Eindruck möchte ich Ihnen dringend ans Herz legen: Noch ist die Bildhauerei zum größten Teile rein geblieben von den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen, noch steht sie hoch und hehr da — erhalten Sie sie so, lassen Sie sich nicht durch der Menschen Urteil und allerlei Wind der Lehre dazu verleiten, diese großen Grundsätze aufzugeben, auf denen sie aufbaut ist! Eine Kunst,